

Christentum und Heidentum in Indien : nach eigener Beobachtung [Schluss folgt]

Autor(en): **Kollbrunner, U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1920-1921)**

Heft 8

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christentum und Heidentum in Indien.

Nach eigener Beobachtung von U. Kolbbrunner, Sekundarlehrer, in Zürich.

Der ungelige Weltkrieg hat nicht nur im Leben ganzer Völker, sondern auch in der Anschauung und Denkweise einzelner Menschen großen Wandel gebracht. Ich höre etwa rechtschaffene Menschen sagen, daß sie nicht mehr an einen allgütigen Gott glauben, nicht mehr beten können, seit so unendliches Elend über unseren Planeten hereingebrochen und das Ende allgemeiner Not nicht abzusehen sei. Wo ist da eine Wirkung des Evangeliums Jesu Christi, wo eine Frucht der Lehre von der Nächstenliebe zu sehen, wenn von Christen Schwarze, Braune und Gelbe, Fettschambeter, Kastenheiden und Shintoisten*), Senegalneger, Inder und Japaner gegen Christen geführt und geheht werden, und wenn sich wiederum Christen mit Mohammedanern, mit den alten Kämpfern gegen Andersgläubige, verbinden, um ihre gegnerischen Glaubensgenossen hinzumorden? So sagen die entmutigten, unglücklichen Zweifler. Das ist durchaus menschlich gedacht und gesprochen, durchaus verzeihlich.

Allein wir wollen nun die Sache von einer andern Seite ansehen. Zunächst sei hier nur nebenbei bemerkt, daß der Weltkrieg sicherlich seine Früchte tragen und die Morgenröte einer bessern Zukunft anbrechen wird, und wenn es jetzt auch noch so verzweifelt aussieht. Ungeheure Ereignisse haben immer zunächst erschreckende Folgen gezeitigt. Kommende Generationen werden die gegenwärtige Zeit verstehen und den Segen eines göttlichen Willens genießen. Vor allen Dingen mache man der christlichen Lehre und ihrer großartigen Wirkung keine Vorwürfe. Sie hat durch Jahrtausende ihre Kraft bewiesen und wird ganz sicher die Werte der uns gebotenen Nächstenliebe wieder zeigen, wenn das Gehirn der Menschheit zur Ruhe gekommen, wieder normal geworden ist. Der Mohammedaner, sonst mitleidigen Herzens, fordert von Armen und Kranken Ergebung in den Willen Allahs; der Buddhist tröstet ihn mit dem Nirwana, mit dem Erlöschen, mit der seligen Ruhe; der Heide geht in unglaublicher Härte an ihm vorbei und bekümmert sich nichts um sein Leiden und seinen Hunger; der Christ aber sammelt, unterstützt, pflegt, opfert, baut Krankenhäuser, Spitäler, Waisenhäuser, Alters- und Blindenheime. Er befolgt das Gebot der Nächstenliebe des großen Stifters unsrer Religion und beweist in normalen Zeiten, daß er ein Herz hat für andere und sein Bekenntnis nicht nur auf den Lippen, sondern im Herzen trägt.

Ich habe auf 5 größeren Reisen Gelegenheit gehabt, die verschiedenen religiösen Anschauungen zu beobachten und in ihrer Wirkung zu prüfen. Da steht aber die christliche weit oben. Wir wollen uns nicht immer selbst diskreditieren, beschmutzen, anklagen und uns und unsre Lehre als absolut versagend, unwirksam, schlecht hinstellen. Genug, wenn es andre tun. Da hört man beispielsweise so oft sagen: „Lasset doch die Heiden Heiden sein. Sie sind ja so glücklich bei ihren Göttern!“ Man kann keine größere Unwahrheit mit weniger Worten aussprechen. Wir wollen einmal das Heidenglück bei den Indern ansehen.

*) Shintoismus, göttliche Verehrung der Geister berühmter Fürsten, Helden, Gelehrter.

Die 225 Millionen Hinduheiden sind in zahllose Kasten, etwa 20,000, eingeteilt. Die oberste Kaste ist die der Brahmanen, aus welcher die Priester genommen werden. Die Brahmanen kommen nach ihrem Tode sofort zu den Göttern. Diese Kaste allein zeigt wieder etwa 2300 Abarten. Der Brahmanismus lehrt die Seelenwanderung und Wiedergeburt. Die Priester sagen zu dem Volke: „Ihr waret nicht immer Menschen, sondern einmal Tiere, Schlangen, Affen, Alligatoren, Rinder, und seid dann, im Laufe von Jahrtausenden durch Seelenwanderung und Wiedergeburt zum Menschen emporgestiegen. Wenn ihr nun tut, was wir euch befehlen, wenn ihr gebt, was wir von euch fordern, so steigt ihr in weitem Jahrtausenden in den Kasten aufwärts, steigt bis zu uns, zu den Brahmanen, hinauf und werdet nach eurem Tode direkt zu den Göttern versammelt. Im andern Falle aber fällt ihr wieder ins Tier zurück; ihr werdet wieder, was ihr gewesen und müßt Seelenwanderung und Wiedergeburt von vorne anfangen.“ Eine solche Belehrung hat zur Folge, daß die Leute je nach Reichtum und Vermögen, Reis, Kokosnuß, Ananas, Gewürze, Silber, Gold, Edelsteine, Diamanten in die Tempel tragen und sich daher in diesen Hallen abenteuerliche Vermögen anhäufen. Allein die Opfer genügen nicht allein; es müssen auch Wallfahrten gemacht werden. Tausende werfen sich wochen-, ja monatelang bühend in den Staub, messen die Straße wie eine Latte, strecken die Hände aus, setzen nach dem Aufstehen und dem neuen Sichhinwerfen die Füße dahin, wo die Hände gewesen, werden von Cholera, Pest und Blutstürzen heimgesucht und beneidet, wenn sie so sterben können, weil sie nach dem Glauben der andern Wallfahrer nun direkt zu den Göttern kommen.

Man muß diese Büsser in Benares, Madura und andern heiligen Orten gesehen haben, wie sie ängstlich und schweißtriefend von einem Tempel zum andern rennen, die Götzenbilder Hunderte von Malen umgehen, dazu laut zählen und eine Art Gebete hersagen, dies alles unter heiligen Rindern, verehrten Elefanten, angebeteten Affen, Kränze fressenden Ziegen, freischendenden Papageien. Am heiligsten ist das Rind. Alles, was von ihm in diesen Tempeln kommt, ist heilig, und der Genuß von allem, was es absondert, ist den Göttern wohlgefällig. Der Anstand verbietet mir, weiter auszuführen, was die mißleiteten, unwissenden, alles glaubenden, mißbrauchten Pilger alles tun; aber fragen muß man sich doch: Was für ein Interesse haben die eine grauenhafte Herrschaft ausübenden Priester an derartigen Zumutungen? Wenn sie Opfer, Schätze verlangen, die in die Tempel strömen müssen, so ist es schließlich zu begreifen. Aber ein Verlangen oder wenigstens Empfehlen von einer Handlung gegen die sich jedes menschliche Empfinden vor Ekel aufbäumt, ist absolut unverständlich.

Kehren wir wieder zu den Kasten zurück. Es wird die strengste Scheidung beobachtet. Wer in eine niedrigere Kaste hineinheiratete, würde ausgestoßen, und das ist schlimmer als der Tod. Die untern Kasten müssen von den obern wegen der Verunreinigung bestimmte Abstände einhalten, so der gewöhnliche Kuli vom Brahmanen 90 Schritte. Hat der erstere ein Bündel Reisstroh auf der Schulter und kommt ein Brahmane daher, so muß er seitlich 90 Schritte in ein Reisfeld oder eine Kokospflanzung ausweichen. Fällt beim Essen — es wird viel im Freien gespeist — der Schatten eines Hinduheiden auf die Speise eines höhern Kastenangehörigen, so muß sie dieser wegwerfen; sonst würde er aus der Kaste ausgestoßen. Fällt

ein eingeborner Arbeiter vom Gerüst und liegt er schwerverletzt auf der Straße, so rührt ihn niemand an, wenn nicht einer gleicher Rasse zur Stelle ist. Ein höherer würde verunreinigt; ein niedriger verunreinigte den Verletzten, und dieser will lieber sterben, als sich einen solchen Frevel gefallen lassen. Es gibt reiche Brahmanen, die ihr Erbgut nie verlassen, andere die nie eine Eisenbahn benutzt haben, um nicht verunreinigt zu werden. In Kangun (Hinterindien) wurden 12 Brahmanen wegen schwerer Verbrechen zu langer Kerkerhaft verurteilt. Sie verlangten einen brahmanischen Koch, damit die Speise rein sei. Natürlich gestanden ihnen die Engländer keinen solchen zu; daher verhungerten 7 Gefangene freiwillig.

Da bei der dichten Bevölkerung und den durch die Engländer geschaffenen Verkehrsverhältnissen „Verunreinigungen“ unvermeidlich sind, muß jede Person, die eine solche erfahren hat, vor dem Eintritt in ihr Haus ein reinigendes Bad nehmen. Man sieht daher überall Lachen, Tümpel, Weiher, Pflüzen, in welchen häufig verwesende Tiere und Pflanzen herumschwimmen, und in diese braunschwarzen Soßen steigen die Gläubigen hinunter, um sich zu reinigen.

(Schluß folgt.)

Nachbarschafts- oder Gaumertafeln der Stadt Zug.

Mitgeteilt von Frau Dr. J. Geierli.

Auf der Suche nach Trachtenbildern machte mich der eifrige Förderer und Gönner der historischen Sammlung im Rathause in Zug, Herr Viktor Lutiger, auf bemalte Tafeln aufmerksam. Es sind dies sog. Nachbarschafts- oder Gaumertafeln-Bretter von 22 auf 30 cm Größe, deren Stiel mit einem Aufhängeloch versehen ist.

Herr Lutiger erzählte mir dazu aus seiner Erinnerung über Sitte und Gebrauch dieser Tafeln und verschaffte mir das handschriftliche Protokoll der Nachbarschaft zum Schwein. Ich verdanke ihm auch die beigegebenen Reproduktionen der Tafeln.

Die Stadt Zug war in Nachbarschaften eingeteilt, d. h. je einige Gassen samt einem Platze bildeten zusammen eine kleine Gemeinde, die Nachbarschaft, deren Bewohner gegenseitig Freude und Leid teilten, sich aushalfen und in Not und Tod unterstützten. Das Städtchen und seine allernächste Umgebung teilte sich somit in den: Weinmarkt, den Fischmarkt, die Altstadt Obergass, die Altstadt Untergass, den Schweinmarkt, das Dorf, die Linden, die Oswaldsgasse, die Vorstädte: Lüffi, Lorenzen, St. Michael, Ober- und Gimmeln.

Wie die Zünfte, so wurden auch die Nachbarschaften im 17. und 18. Jahrhundert in ihren Statuten vom Rat mit starker Hand geschützt, dafür hatten sie auch der Stadt gegenüber und untereinander allerlei Verpflichtungen zu erfüllen.

Die Nachbarschaften mußten für die Beleuchtung der Straßen, für den Unterhalt der Laternen sorgen; auch die Torbogen, die Ausgänge der Stadt unterstanden ihrer strengen Aufsicht. Sie und da wurden gemeinsame Frohndienste verlangt. Sie besaßen eine Anzahl Gewehre, die gegen Entgelt denen geliehen wurden, die kein eigenes besaßen. Auch die Sargtücher